

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 38 (1962-1963)

Heft: 1

Artikel: Weisses Hemd und schwarzer Mann : Erinnerungen aus dem Kongo vor der Unabhängigkeit

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir geben hier den Erlebnisbericht eines Auslandsschweizers wieder, der für eine internationale Firma in Stanleyville tätig war. Seine persönlichen Eindrücke stammen aus der Sicht eines Europäers, der, wie viele andere Weiße, versuchte, mit sehr schwierigen Gegebenheiten fertig zu werden und ein angefangenes Werk hinterlassen mußte. Red.



WEISSES HEMDE UND SCHWARZER MANN

Erinnerungen aus dem Kongo vor der Unabhängigkeit
von ***



Anfang 1957 wurde ich von einer internationalen Handelsgesellschaft in Stanleyville in Belgisch-Kongo angestellt. Der Kongo war damals noch in jeder Hinsicht eine Kolonie. Ein politisches Mitspracherecht gab es weder für Weiße noch für Schwarze. Patrice Lumumba war noch ein obskurer Verwaltungsangestellter. Er und niemand sonst hätte damals wohl gehaut, daß das Land drei Jahre später die volle Unabhängigkeit erhalten würde.

Stanleyville war ein hübsches, palmenbeschattetes Tropenstädtchen in der Mitte des äquatorialen Waldes, am oberen Kongofluß, ziemlich genau im Zentrum Afrikas. Der Kongofluß – man nannte ihn schlechthin «le fleuve» – war schiffbar von Léopoldville bis nach Stanleyville, und dann wiederum ober-

halb der in Stanleyville beginnenden Stromschnellen. Zwischendrin verkehrte eine langsame Schmalspurbahn, fünfmal in der Woche, heute vermutlich einmal im Monat, wenn überhaupt.

Hatte man einen Warentransport von der Schweiz nach einer Plantage am Oberlauf des Flusses durchzuführen, so mußte mindestens sechsmal umgeladen werden. Dabei ging immer einiges in die Brüche, denn den Schwarzen sagten Aufschriften wie «Fragile» und «Ne pas renverser» auf den Kisten nicht viel, denn meistens konnten sie nicht lesen.

Ein befreundeter Bierdepotbesitzer in Kinshasa machte mit Transporten noch in anderer Hinsicht seine Erfahrungen. Seine von Stanleyville per Bahn und Flußdampfer kommenden Bierkisten enthielten regelmäßig Flaschen, die geschickt geöffnet, ausgetrunken, mit Fluß-

wasser aufgefüllt und wieder verschlossen worden waren. Ab und zu geschah das Wiederauffüllen, der Farbe wegen, auch mit anderem «Wasser», was die durstige Seele, die die Flasche schließlich genießen wollte, besonders erbittert haben dürfte...

Der Kongo war geschäftlich sehr interessant, weil man eine fast unbeschränkte Handelsfreiheit genoß. Es gab sozusagen keine Einfuhrbeschränkungen. Wollte man Milch, Eisenwaren, Zigarren, Zement oder sonst irgendetwas verkaufen oder herstellen, brauchte man nicht wie hierzulande Behörden und Verbände zu fragen. Tüchtigkeit allein entschied über Erfolg oder Mißerfolg, und jeder hatte grundsätzlich die gleichen Chancen. Selbst bei Regierungsaufträgen wurde kein Unterschied zwischen belgischen und nichtbelgischen Geschäftsleuten gemacht.

«Schreiben Sie flämisch!»

Unter der weißen Bevölkerung gab es im wesentlichen drei Gruppen: die Staatsangestellten, von Belgien nach dem Kongo entsandt und somit nicht wirklich sesshaft; die «colons», Pflanzer und Gewerbetreibende, die auf eigene Rechnung arbeiteten und sehr oft den Kongo als ihre Heimat betrachteten, sowie die überaus zahlreichen Missionare, welche wie die «colons» ihr ganzes Leben im Kongo zu verbringen gedachten.

Fast alle Nationen Europas und Nordamerikas waren unter den Weißen vertreten. Dazu kamen Inder, Pakistani und eine Handvoll Araber. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, lebte man in ungetrübter Eintracht. Allerdings spürte man auch im Kongo die Spannungen im belgischen Mutterland, zwischen Wallonen und Flamen, zwischen Kirche und Staat. Der Kongo war eben belgisch, von Belgien ferngelenkt.

Als Ausländer nahm man an dieser Auseinandersetzung weniger Anteil. Man machte sich höchstens über den überspitzten Nationalismus vieler Flamen lustig. Ein Missionar aus Antwerpen wollte mich dann eines bessern belehren: Er sagte, ich dürfe einen auf flämisch abgefaßten Brief keinesfalls auf französisch beantworten. Daß ich als Ausländer nicht flämisch spreche, sei keine Entschuldigung; dann müsse ich mir eben flämische Angestellte beschaffen... So streng sind dort die Bräuche.

Die «colons»

Mich faszinierte vor allem das Leben der «colons», jener Weißen, die sich auf eigene Faust und mit bescheidenen Mitteln im Kongo niederließen und eine neue Existenz aufbauten. Ich habe auf meinen Reisen im Innern des Landes die Pflanzer jener Gegend kennengelernt. Es gab Reiche und Arme, solche, die eben erst mit ihren Plantagen begonnen hatten, und andere, auf deren Feldern schon die zweite Generation arbeitete und die in den Nachkriegsjahren mit Kaffee, Gummi oder Palmöl zu Reichtum gelangt waren.

Die durchschnittliche Größe einer Plantage war etwa sechzig Hektaren mit einer Belegschaft von siebzig Leuten. Die Rohprodukte wurden dort gleichzeitig verarbeitet oder haltbar gemacht. Zu jeder Pflanzung gehörte also eine richtige kleine Fabrik. Der Kaffee wurde auf der Plantage entpulpt, fermentiert, gewaschen, enthülst und getrocknet, was recht teure Apparaturen erforderte. Die Traktoren und Lastwagen mußten in gutem Zustand gehalten werden. Es brauchte Wasserleitungen und Bewässerungspumpen und vieles andere mehr.

Der Pflanzer mußte nicht nur ein erstklassiger Landwirt, sondern gleichzeitig auch Mechaniker, Elektriker und Kaufmann sein. Er lernte das alles aus dem Alltag heraus, in dem er fast stündlich mit höchst ungewöhnlichen Anforderungen allein fertig werden mußte. Diese Pflanzer waren regelrechte all-round-men, sonst hätten sie dieses schwere Leben schon gar nicht auf sich genommen. Viele hatten einen Weg von hundert Kilometern und mehr zur nächsten Garage oder zum nächsten Mechaniker. Das Land kannte keine zentrale Elektrizitätsversorgung, und selbst in Stanleyville mußte noch vor nicht allzu langer Zeit jede Haushaltung einen eigenen Stromgenerator haben.

Am Anfang waren die Pflanzer bis über die Ohren verschuldet. Zum Teil erhielten sie dann Darlehen von der Regierung und später (erst wenn die Pflanzung rentierte) gewährten ihnen auch Banken oder Familienmitglieder aus ihrer Heimat Hypotheken.

Bevor Kaffee- oder Gummibäumchen gepflanzt werden konnten, mußte jeweils der Urwald gerodet werden. Dann folgten vier bis sechs Jahre Jäten, Baumpflege und Warten. Und schließlich kam die erste bescheidene Ernte und der erste Erwerb. War es endlich so

weit, ging aber der Kampf erst recht los, gegen Ungeziefer und Mißernten, gegen die Ungültigkeit der Arbeiter, gegen den Urwald, der sich immer wieder vordrängte, und gegen die Verwüstung der Pflanzen durch die Elefanten.

Der Pflanzler verschrieb sich Afrika für sein Leben, denn er konnte nicht daran denken, seine Kaffeebäume einst nach Europa mitzunehmen. Außer in Zeiten wie den ersten Nachkriegsjahren, in denen ein großer Nachholbedarf herrschte, konnte er kaum damit rechnen, genug zu verdienen, um sich nach dreißig heißen Tropenjahren in der Heimat zur Ruhe zu setzen.

Sie haben vieles verloren, meine Pflanzler, nicht nur ihre Plantage, sondern ihre Existenz, oft alles, was sie hatten.

Kilometer 331

Unvergeßlich bleibt mir jene Belgierin, die mit den bescheidenen Ersparnissen ihrer Familie 1958 am «kilomètre 331 route de l'Ituri» eine Pflanzung begonnen hatte. Für uns würde diese Ortsbezeichnung etwa bedeuten: «Am 331. Kilometer an der Straße nach Norwegen»!

Ihr Mann war Verwalter in einem andern Betrieb, ein paar hundert Kilometer weiter

nördlich. Die vier Kinder gingen einige hundert Kilometer weit weg in eine Internatschule. Und das Einkommen des Mannes reichte gerade für das Schulgeld, die Entlohnung der Arbeiter und für das Notwendigste.

Als ich diese Pionierin das erstmal besuchte, waren die Kaffeebäumchen eben gesetzt, und die Frau arbeitete mit ihren Leuten am Roden eines weiteren Stückes Urwald. Es war gerade vor Mittag, das tägliche Gewitter zeichnete sich am Horizont ab, Hitze und Feuchtigkeit waren unerträglich. Seit fünf Uhr morgens sei sie an der Arbeit, erklärte sie mir, als sie mich zum Haus führte, zu ihrer aus Baumstämmen und Ästen selbstgezimmerten Hütte. Das Wasser holte sie im nahen Bach, gekocht wurde mit Holz, und Petrollampen dienten als Beleuchtung. Nicht einmal einen Benzinkühlschrank besaß sie.

Diese Frau hätte in Belgien wahrhaft ein angenehmeres Leben führen können! Aber sie war wie alle Pflanzler eine Abenteurerin und somit gewillt, Entbehrungen auf sich zu nehmen in der Hoffnung auf Erfolg und ein unabhängiges, unkonventionelles Leben. «In vier Jahren», sagte sie jeweils, «bringen wir die Ernte ein. Dann gibt es ein wenig Geld, der Mann verläßt seine Stellung und kommt zurück. Und wenn die Kinder die Schule hinter sich haben, werden wir sechzig Hektaren mit

Da mussten wir lachen . . .

Wir fuhren mit einem befreundeten Ehepaar mit dessen Auto über Land. Der Ehemann, ein sehr sicherer Fahrer, machte seine Frau, die eben die Fahrprüfung bestanden hatte, auf allerlei Verkehrsschwierigkeiten aufmerksam. Von einer Anhöhe aus erblickten wir eine in der Ebene liegende Bahnlinie, auf der sich ein Zug in der gleichen Richtung bewegte wie wir.

Da sagte der Mann am Steuer zu seiner Gattin: «Jetzt würdest du natürlich Gas geben, um nachher vor der geschlossenen Barriere fünf Minuten warten zu müssen. Ich hingegen bremsen jetzt schon ab, das ist die schnellste und angenehmste Lösung.»

Wir stimmten ihm alle zu und fuhren langsam dahin. Es ging um eine Kurve und — plötzlich öffnete sich vor uns eine Mulde mit einer Bahnunterführung . . .

Zunächst waren wir ganz paff, als dann aber der Zug über uns hinweg donnerte, brachen wir in ein schallendes Gelächter aus, in das der große Pädagog, zu seiner Ehre sei es gesagt, herzlich einstimmte.

E. V. in H.

ausgewachsenen Kaffeebäumen haben, genug zur Ernährung und Beschäftigung unserer ganzen Familie.»

Ich denke heute oft an sie, denn in ein paar Monaten nach meinem Abschied war es soweit mit der ersten Ernte. Wer aber brachte sie wohl ein? Ob die Kaffeebäume überhaupt noch stehen?

Die Pension der Hunde

Ich erinnere mich auch jenes Portugiesen am Uéléfluß, der vor zwanzig Jahren einen kleinen Hügel in der unendlichen Weite des Waldes zu seiner Heimat erkor, eine Hütte baute und mit Roden begann, in konzentrischen Kreisen, immer weiter von der Hütte weg, bis er nach zwölf Jahren seine freie Sicht auf hundert Hektaren von Kaffeebüschen hatte. In der Blütezeit schwebte ein schwerer, süßer Duft über seinem Hügel, gleich einem Dank der Kreatur an den Himmel.

Der Mann war in den letzten zwanzig Jahren nie weiter von seiner Plantage weggegangen als nach Stanleyville. Auch Nachbarn hatte er eigentlich keine. Trotzdem war er durchaus zufrieden. Er war sein eigener Herr und Meister, liebte die Unendlichkeit des Waldes, seine Pflanzen, seine Tiere und Leute sowie die harte Arbeit. Er war ein richtiger Bauer.

Sauber war es bei ihm zwar nicht, denn er war ein etwas verkommener Junggeselle und vor allem: ein großer Hundeliebhaber. Ein halbes Dutzend hautkranke, kaum stubenreine Vierbeiner beherbergte er. Trotzdem wagte ich es nie, seine Einladung zum Mittagessen einfach auszuschlagen.

Auch sein Boy war sehr freundlich. Er zog sich zu meinen Ehren vor dem Servieren stets ein schmutziges Leibchen über den glänzenden Oberkörper. Und die verschiedenen Hunde nahmen unter dem Tisch Platz.

Einmal schien einer Hündin freundlicherweise meine nähere Umgebung als Wochenbett besonders geeignet: Nach einer kurzen Weile, bevor ich realisierte, was eigentlich geschah, lag ein frischgeborener Welpe zwischen meinen Schuhen! Allerdings wurde der arme Kerl totgeboren und konnte so die unendliche Weite seines Reiches leider nie bellend durchrasen.

Der Boy mit dem Leibchen hatte die Situation bald erfaßt. Er unterbrach das Servieren der Suppe, ergriff den leblosen Körper, schleuderte ihn zum offenen Fenster hinaus und fuhr

mit gleichgültiger Miene fort, uns die Platten zu reichen.

Auch meinen Gastgeber schien der Vorfall nicht sonderlich zu beeindrucken. Nach zwanzig Jahren im Urwald reagiert man eben nicht mehr ganz wie ein Europäer.

Es gab natürlich auch weniger erfolgreiche und weniger charakterfeste Leute unter den «colons». Zu den ersteren gehörte mein guter Freund Van Aaken. Er war nach dem Krieg mit seiner Familie europamüde nach Afrika gekommen und hatte eine Plantage abseits der Straße gegen den Sudan angefangen. Der Boden war, wie sich herausstellte, nicht besonders geeignet für Kaffee. Immerhin hatte er nach acht Jahren keine Schulden mehr. Mit dem ersten eigenen Geld kaufte er einen Stromgenerator, um abends mit seiner Frau wenigstens gemütlich lesen zu können!

Im nächsten Jahr wurde seine Pflanzung von Insekten heimgesucht, und es wuchs überhaupt kein Kaffee. Und dazu stürzte er vor der Ernte von einer Maschine und verletzte sich schwer. Die Arbeiter, während Monaten auf sich selbst gestellt, ließen den größten Teil der Ernte verfaulen, und Van Aaken geriet in finanzielle Schwierigkeiten.

Als ich ihn das letzte Mal besuchen wollte, lagen riesige, vom Sturm umgerissene Bäume quer über den Weg, und nirgends war ein Mensch zu sehen. In der nahen Missionsstation sagte man mir, seine Frau sei vor ein paar Wochen an einer Tropenkrankheit gestorben und er habe seither das Haus nicht mehr verlassen...

Kennzeichen brauner Arm

Jeder Buschreisende hat solche Geschichten zu erzählen, heitere und traurige. Sie bildeten den Gesprächsstoff abends in den Unterküften oder wenn man zusammen an den Flußübergängen auf die Fähre wartete. Das Land ist riesig, wenige Straßen durchqueren es, und die Reisenden sind nicht zahlreich. Man traf dieselben Leute immer wieder, irgendwo.

Wer regelmäßig im Innern reiste, den erkannte man sofort am sonnengebräunten linken Arm, da dieser beim Fahren stets aus dem Wagenfenster hing. Meistens waren es Handelsreisende, die Kleider, Zigaretten, Haushaltgegenstände an die Läden im Busch verkauften, oder Leute im Maschinengeschäft auf einer Rundreise zu den Plantagen.

Angesichts der großen Entfernungen lohnten sich kurze Reisen kaum. Ich blieb gewöhnlich drei, vier und mehr Wochen weg und legte in dieser Zeit zwei- bis dreitausend Kilometer zurück. Unangenehm war der Mangel an einigermaßen anständigen Unterkünften. Hotels gab es nur in den paar größeren Ortschaften und im Touristengebiet im Osten gegen Uganda. Im übrigen mußte man sich zufrieden geben mit einer Lehm- oder Backsteinhütte, mit Wasser, das aus einem rostigen Benzinfäß auf dem Dach floß.

Eine solche Buschherberge bot Platz für ein halbes Dutzend Reisende. Hatte man das Pech, spät abends vor vollbesetzter Unterkunft anzukommen, blieb oft nichts anderes übrig, als zweihundert Kilometer oder mehr bis zur nächsten Herberge weiterzufahren oder bei einer Missionsstation in der Nähe um Unterschlupf bitten.

Die Straßen waren für afrikanische Verhältnisse nicht schlecht. Es waren Pisten mit einigermaßen harter Lehmoberfläche, die sich allerdings bei den täglich niedergehenden Gewittern für eine Weile in einen schwer oder gar nicht passierbaren Teig verwandelte. Träge, braune Flüsse durchzogen überall den Urwald, und nur über die schmalen Gewässer führten Brücken. Selbst der dreitausend Kilometer lange Kongofluß war nirgends überbrückt. Der Verkehr wurde aber mit Fähren aufrechterhalten, wobei ein Tam-Tam an sehr breiten Stellen zum Rufen diente. Der Fährendienst funktionierte gut, wenn nicht gerade der Motor des Schiffes streikte oder der schwarze «Kapitän» unabhkömmlich war. Daneben gab es kleine Fähren aus ein paar Bäumen mit quer darübergelegten Brettern. Die Schwarzen zogen diese Floße an einem Seil über den Fluß. Wenn sie zogen. Einmal nämlich kam ein Krokodil und jagte die ganze Mannschaft in die Flucht... und ich trieb jämmerlich brüllend auf meinem Schifflein den Fluß hinab – bis sie mich wieder holten.

Elephanten und Pygmäen

Größere Tiere erhielt man nur selten zu Gesicht. Der Wald ist so dicht, daß selbst ein gleich neben der Straße stehender Elephant nicht auffällt. Auch Blumen sieht man sehr selten, Orchideen fast nirgends. So bleiben nur Vögel, Affen und Schlangen, welche die Mono-

tonie unterbrechen, und natürlich Schmetterlinge, die oft in dicken bunten Wolken über der Straße flattern. Auch Schimpansen waren keine Seltenheit, selbst in der näheren Umgebung von Stanleyville.

Der Europäer hat oft eine falsche Vorstellung von den wilden Tieren. Ich auf alle Fälle war nie in Lebensgefahr, auch wenn die Elephanten im Kongo herumspazieren, wie wenn sie allein auf der Welt wären. Auch ein Gorilla oder ein Nilpferd griffen mich nie an.

Unangenehm waren Pannen mit dem Auto, denn es konnten Stunden und auf abgelegenen Wegstrecken sogar ein oder zwei Tage vergehen, bis der nächste Wagen vorbeikam. In diesen Fällen hatte ich allerdings immer Glück. Nie landete ich so stark im Dreck, daß ich mich nicht mehr aus eigener Kraft hätte herausschaukeln oder aus dem nächsten Dorf ein paar Schwarze hätte zu Hilfe rufen können. Ein Vorrat von Wasser, ein Buschmesser, Malaria pillen und ein Kriminalroman gehörten zu meiner Ausrüstung für solche unfreiwillige Aufenthalte.

In der bergigen Gegend des Ituri, bevor der Urwald in 1300 Meter Höhe in Savanne übergeht, kam ich auf meinen Reisen auch zu den Pygmäen-Dörfern. Diese Urwaldliliputaner leben fast ausschließlich von Jagd und Fischfang und tragen, wenn sie nicht gerade in der Nähe einer Missionsstation leben, bestenfalls einen Lendenschurz aus Affenfell. Die Männer haben stets Pfeil und Bogen bei sich. In den abgelegenen Gegenden sind diese Menschen außergewöhnlich scheu und huschen katzenleich ins hohe Gras, sobald sich ein Auto nähert.

Einmal wurde ich Zeuge einer Pygmäenjagd auf einen Leoparden. Das Tier war schon verwundet, als ich ankam, schlug aber noch wild mit den Tatzen um sich und riß Äste und Rinde von den Bäumen. Die Pygmäen schossen ihm Pfeile noch und noch in den Leib und stießen aus nächster Nähe mit kurzen Speeren zu, scheinbar ohne jede Furcht. Ein Freudentanz mit ohrenbetäubender Tam-Tam-Begleitung beschloß die Jagd.

Die 70-Stunden-Woche

Ich höre hier in Europa immer noch das Märchen vom weißen Mann, der in Afrika gewissermaßen in der Hängematte liege und sich

sein tägliches Brot mit dem Geben von Befehlen verdiene. Dies ist eine falsche Darstellung, die nicht einmal auf die Staatsangestellten in der Hauptstadt zutrifft und schon gar nicht auf jene im Innern oder auf die Geschäftsleute, von den Pflanzern und Missionaren ganz zu schweigen.

Unser Geschäft in Stanleyville war elfenhalb Stunden im Tag geöffnet, und zwar auch an Samstagen. Dies war regulär, und unsere Kunden verließen sich darauf. Hinzu kam die administrative Arbeit nach «Ladenschluß» und meistens ein paar Stunden am Sonntagmorgen. Das galt freilich nur für die Weißen. Unsere Afrikaner arbeiteten von 8 bis 12 und von 2 bis 5 sowie vier Stunden am Samstag, also ungefähr halb so lang wie die Weißen.

Selbstverständlich wurden diese Arbeitszeiten nicht von den Mutterfirmen in Europa oder Amerika vorgeschrieben, sie wurden einfach durch die Umstände diktiert, unter denen zu jener Zeit das einigermaßen erfolgreiche Weiterbestehen eines Unternehmens überhaupt möglich war.

Das Ende des Koreakrieges hatte dem Kongo eine Reihe wirtschaftlicher Rückschläge gebracht. Sämtliche Produktpreise sanken

wieder, die Steuereinnahmen des Staates und dadurch die Höhe der öffentlichen Ausgaben ebenfalls, und viele private Unternehmungen, die während den guten Jahren ihre Aggressivität verloren hatten, mußten schließen oder mehr Arbeit mit weniger Personal und Unkosten leisten. Die Konkurrenz nahm beständig zu. Jedermann arbeitete unter einem gewaltigen Druck der Geschäftsunkosten.

Die falsche Frage . . .

Die Frage, die mir in meiner Heimat jetzt am meisten gestellt wird, ist die: «Wie sind denn die Schwarzen?» Nun, was würden wir zum Beispiel einem Siamesen antworten, wenn er fragen würde: «Wie sind denn die Weißen?» Es gibt sicher mehr verschiedene schwarze Völkerstämme als weiße, und man kann bei diesen genau so wenig verallgemeinern wie bei jenen. Ich möchte mir jedenfalls kein Urteil über die Schwarzen schlechthin anmaßen, nicht einmal über die paar Stämme aus der Umgebung von Stanleyville, die in unserem Personal vertreten waren.

Vielerlei Sorten

von Aaron bis Zorten

Um 1930 gab eine Basler Dame einem fremden Besucher auf die Frage, ob ihre Familie mit Kindern gesegnet sei, kühl zur Auskunft: «Kinder? Nai – das isch eppis fir d Mägd!»

Diese merkwürdige Auffassung gehört nun wohl doch auch in Basel der Vergangenheit an. Aber noch im Jahre 1957 soll sich folgendes zugetragen haben:

Ein junges Ehepaar hatte einige Freunde zu sich zum Nachtessen gebeten. Das von der aus ehrwürdiger Basler Familie stammenden Gastgeberin selbst zubereitete Mahl wird gerühmt. Eine der Geladenen aber, ebenfalls Baslerin vom alten Schrot und Korn, fällt schnippisch ins allgemeine Lob ein: «Äntwäder men isch e Dame – oder e Kechene!»



Aus «Baslerisches – Allzubaslerisches» von Hans Jenny (Pharos Verlag, Basel)

Je länger ich darüber nachdenke und gemeinsame Eigenschaften zu entdecken suche, desto unsicherer wird mein Urteil. Der erste Eindruck ist immer klar und einfach, aber nach hundert Eindrücken verschwimmt das ursprünglich so klare Bild und man wird sehr vorsichtig in seinem Urteil. Ich möchte deshalb keine Antwort auf die Frage geben, wie die Schwarzen seien, sondern mich auf ein paar Bemerkungen über die Zusammenarbeit mit ihnen beschränken.

Die Hierarchie unter unserem afrikanischen Personal bestand im Wesentlichen aus zwei Stufen: die «évolués», also die Emanzipierten wie Buchhalter, Stenodaktylo, immer männlichen Geschlechts, und jene, die manuelle Arbeit leisteten, also Ausläufer, Packer, Depotarbeiter. Von Anfang an fiel mir auf, wie bedacht unsere «évolués» darauf waren, den Standesunterschied hervorzuheben. Das weiße Hemd mit Krawatte war Standesuniform, ob schon der weiße Chef nie anders als in der Tropenkleidung – Khakihose und offenes Hemd – ins Geschäft kam. Wir Weißen fühlten uns auch verpflichtet, an besonders strengen Tagen beim Packen und Kistenaufladen mitzuhelfen, wozu sich die «évolués» nie herabließen. Meistens sprachen sie auch unter sich französisch mit einer ausgesuchten Höflichkeit, die in schroffem Gegensatz stand zur Art und Weise, in der sie mit ihren weniger emanzipierten Brüdern verkehrten.

... und die Antwort

Ohne straffe, fast militärische Disziplin unter dem Personal konnte ein Betrieb im Kongo nicht existieren. Unsere Schwarzen waren gar zu gern bereit, aus einer gelegentlichen Konzession eine Regel zu machen. Man mußte sie wie Kinder behandeln. Man gab ihnen also stets eine ganz bestimmte Aufgabe und verlangte von ihnen, daß sie sich meldeten, wenn sie den Auftrag verrichtet hatten.

Wenn ich jeweils Auguste zur Post schickte, mußte ich ihm genau sagen: «In einer Stunde bist du wieder da!» Und wenn er nicht da war, mußte ich seine Rückkehr abwarten und ihm dann ganz deutlich die Leviten lesen. Zuspätkommen, Schlafen oder Bummeln während der Arbeit waren an der Tagesordnung, mußten aber natürlich sofort gerügt werden. Es war nichts Außergewöhnliches, einen Arbeiter statt

beim Camion-Putzen friedlich schlafend in der Führerkabine anzutreffen.

Daß wir Weißen uns dieser Disziplin ebenfalls zu fügen hatten, war selbstverständlich, oder besser: hätte selbstverständlich sein sollen. Leider war dies in vielen Unternehmen und auch oft in der Verwaltung nicht der Fall. Von den Schwarzen wurde verlangt, daß sie um halb acht Uhr auf dem Büro waren, während die Weißen mit der größten Selbstverständlichkeit eine halbe oder eine ganze Stunde später kamen und sich, kaum waren sie auf dem Büro, wieder ins Kaffeehaus setzten. Ich bin überzeugt, daß gerade diese verschiedenen Maßstäbe später den Haß gegen die Weißen stark geschürt haben.

Unsere Afrikaner waren im Grund willige Leute, die sich Mühe gaben, wenn sie sahen, daß wir Weiße es auch taten. Andernfalls hieß es gleich: Weshalb arbeiten und nur einen Bruchteil des Lohnes des Weißen verdienen, wenn der Weiße selbst herumsitzt und Auto fährt? Nichts machte unseren Afrikanern einen größeren Eindruck, als daß sie uns Europäer immer noch an der Arbeit sahen, wenn sie abends spät nach ihrem Abendbier an unserer Türe vorbei nach Hause zogen.

Unsere Schwarzen bildeten sich rasch ein Urteil über Weiße, wenn sie sie auch nur flüchtig kennenlernten. Sie unterschieden im allgemeinen zwischen dem «bon blanc» und dem «petit blanc». Vor dem «bon blanc» hatten sie Respekt, weil er arbeitete und sich gegenüber Schwarzen und Weißen unparteiisch und streng verhielt. Der «petit blanc» dagegen verstand es nicht, seinen Willen durchzusetzen; er war kein Vorgesetzter, der des Vertrauens des Schwarzen würdig war.

Weiterbildung nicht gefragt

Die Afrikaner, jedenfalls jene aus dem äquatorialen Teil des Kongo, gehören wohl zu den am wenigsten privilegierten Rassen der Welt. Das Klima setzt ihnen zu, und Jahrhunderte mit ungeeigneter und ungenügender Ernährung haben aus ihnen kleine, eher schwächliche und ungesunde Menschen gemacht. Die Nahrung wächst im Urwald nur sehr spärlich. Daß unter dem erdrückenden Existenzkampf auch die geistigen Fähigkeiten weniger entwickelt geblieben sind als anderswo in Afrika, ist kein Wunder.

Es war nicht leicht, in Stanleyville qualifizierte und vertrauenswürdige Arbeitskräfte, vor allem unter den «évolués», zu finden. Zwar gab es auch unter den geschulten Schwarzen zahlreiche Arbeitslose, aber ich machte immer wieder die Erfahrung, daß sie es aus eigenem Verschulden waren. Viele betrachteten ihr Schuldiplom als Schlüssel zu automatischem Glück und großem Verdienst und waren nicht gewillt, sich die notwendigen praktischen Kenntnisse zusätzlich zur Schulbildung anzueignen. Wozu sich anstrengen, wenn man doch ein Diplom besitzt?

Diese Einstellung herrschte, obwohl die katholischen Collèges mit ihren verschiedenartigen Kursen die Möglichkeit boten, sich in Buchhaltung, Sprachen, Maschinenschreiben und Stenographie ganz gründlich auszubilden.

Man liest im Zusammenhang mit der Entwicklungshilfe viel über die Lernbegier der Afrikaner. Meine eigenen Erfahrungen und jene mir persönlich bekannten Lehrer im Kongo sind eher gegenteilig, jedenfalls was die Weiterbildung nach der Primarschulstufe betrifft.

Im Kongo fehlte es gewiß nicht an Sekundar- und Berufsschulen. Sie waren zum Teil ganz erstklassig ausgerüstet und für Afrikaner unentgeltlich. Nur die Weißen bezahlten Schulgeld. Es gab auch Internatsschulen für Schwarze, und der Staat zahlte jedem Schüler sogar noch ein kleines Taschengeld. Die Kosten der Reise von und nach der Schule, meistens per Flugzeug über Hunderte von Kilometern, wurden ebenfalls von der Regierung übernommen. Trotzdem waren solche Schulen, vor allem Landwirtschaftsschulen, oft nur schwach besucht.

Max und Moritz

Es stimmt auch nicht, daß Faustschläge und Fußtritte geradezu zur normalen Behandlung der Schwarzen durch die Weißen gehört hätten. Während den fast drei Jahren im Kongo habe ich nur einen Fall von roher Behandlung gesehen: Auf einer Oelmühle im Busch wurde ein Schwarzer vom Besitzer dabei ertappt, wie er in die Palmkern-Säcke, die weggetragen wurden, Löcher schnitt und sich dann über die verdutzten Gesichter der Träger amüsierte, deren Lasten plötzlich leichter wurden. Genau nach Max und Moritz! Das setzte dann prompt ein paar Ohrfeigen ab.

Ich will nicht behaupten, daß Mißhandlungen nirgends vorgekommen seien, aber sicher wird übertrieben. Auch konnten ja Weiße wegen bloßer Beschimpfung der Schwarzen polizeilich mit Buße bestraft werden, während der umgekehrte Fall ungerügt blieb. Sicher hatten viele Weiße im Kongo mit den Afrikanern einen unnötig herrschsüchtigen Ton, und damit ist nichts erreicht worden. Es hat nichts mit vernünftiger Disziplin zu tun und hat höchstens das ohnehin schwierige Verhältnis zwischen zwei grundverschiedenen Rassen noch schwieriger gestaltet.

Die Schwarzen der Urwaldgegend sind nicht weit über die unterste Kulturstufe hinausgekommen. Jedenfalls nicht vor dem Erscheinen der Weißen, und das Chaos der letzten zwei Jahre läßt einen zweifeln, ob sie heute, als Volk betrachtet, schon sehr viel weiter sind. Schlechtes Klima, Seuchen, Hunger, feindliche Nachbarstämme und die Abgeschlossenheit von der Außenwelt sind ein sehr harter Boden für zivilisatorische Leistungen.

Die Belgier haben mit Energie versucht, bessere Voraussetzungen zu schaffen, durch Schulung, medizinische Pflege, Beilegung der Stammesfehden und durch wirtschaftliche Maßnahmen. Sie hatten das Land in Provinces, Districts und Territoires eingeteilt. Man kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, wie wichtig die Organisation in einem solchen Lande war – und heute noch wäre.

Diese Bezirke bildeten eigentliche Verwaltungseinheiten, fast so, wie man sie in der Schweiz kennt. Sie hatten ein Spital mit einem sehr gut ausgebildeten Arzt, hervorragende hygienische Einrichtungen und eine ganze Reihe von «Untervertretungen», die stets vom nächst höheren Organ überwacht wurden. Als Verbindungswege wurden Straßen gebaut, und zur Beratung der Produktionsgenossenschaften der Schwarzen, die in der Regel die Größe eines Dorfes hatten, stellten die Belgier einen ausgebildeten Agronomen zur Verfügung. Was aber sind ein paar Jahre im Vergleich zu den Jahrhunderten, die bisher jede Zivilisation benötigte, um ein paar Schritte weiter zu kommen?

Lumumba bricht auf

Schon lange vor der Unabhängigkeit strahlte der Radiosender von Kairo in allen Eingeborenen-sprachen Hetzpropaganda gegen die Bel-

gier aus, aber ohne großen Erfolg. Erst nach dem Aufstand in Léopoldville Anfang 1959 breitete sich das politische Fieber wie ein Step-
penbrand aus. Die kurz vorher mit belgischem Segen ins Leben gerufenen Parteien entwickelten eine unglaubliche Tätigkeit. Vor allem das «Mouvement National Congolais» Lumumbas. Letzterer war nach den Unterschlagungen bei der Post von einer Brauerei als «public-relations»-Mann angestellt worden. Auch dort veruntreute er größere Beträge, worauf seine Entlassung erfolgte – und er seine politische Laufbahn startete.

Ich hätte niemanden für fähig gehalten, die eben noch völlig desinteressierten Massen derart zu faszinieren wie Lumumba das fertig brachte. An seinen Parteikongressen und Wahlversammlungen wurden die wildesten Versprechen aus dem Ärmel geschüttelt: «Nach der Unabhängigkeit müssen keine Steuern mehr bezahlt werden, zu arbeiten braucht man auch nicht mehr, alle Häuser und Autos der Weißen gehören auch den Schwarzen. Deshalb fordern wir die sofortige und bedingungslose Unabhängigkeit.»

Solche Versprechungen verstanden die Schwarzen, selbst der Analphabet im Busch.

Schon 1959 hatte Lumumbas Partei auch ihre inoffizielle Polizei organisiert, welche die Afrikaner terrorisierte, schlug und entführte, wenn sie keine Lumumba-Parteikarte auf sich trugen oder anschaffen wollten. Wir fragten uns oft wie es möglich sei, daß Lumumba über eine so gut organisierte Mannschaft verfügen konnte, die mit der Technik der Erpressung und des Terrors offensichtlich durch und durch vertraut war. Das hatten sie nicht als Autodidakten gelernt.

Die Verwaltung blieb anfänglich völlig passiv. Eine Passivität, welche Lumumba stets zu ausgefalleneren Tiraden aufstachelte, was wiederum den Glauben des Volkes an seine Macht und Unverletzbarkeit stärkte, bis er mit seinem Aufruhr zum zivilen Ungehorsam Ende

Oktober 1959 den Aufstand in Stanleyville entfachte, der die Belgier zum Einschreiten zwang und leider zahlreiche Opfer forderte.

Schon in den vorhergehenden Tagen steigerte sich die Nervosität zusehends. Wie im Hydepark standen Lumumbas Agitatoren auf Kisten auf den Trottoirs und traktierten die Menge mit ihren Hetzreden. Kinder schrien in den Straßen «indépendance immédiate», und die Schwarzen im Geschäft waren nur mit Mühe zur Arbeit anzuhalten. Als am Abend die ersten Schüsse fielen und Granaten platzten, hörten wir sie fast mit einem Gefühl der Erleichterung. Die Linien waren endlich gezogen, die Ungewißheit war vorbei.

Die Weißen retteten, was zu retten war. Die Kapitalflucht nahm enorme Proportionen an, Staatsangestellte witterten das Ende ihrer Tage und kehrten nach Belgien zurück. Die belgische Kolonie nahm ein Ende – und damit vielleicht der Kongo überhaupt.

Es ist rückblickend leicht, den Belgiern Fehler vorzuhalten. Kritisiert wurde ständig, aber man traf selten jemanden, der etwas Besseres vorzuschlagen gehabt hätte, das im Bereich des Möglichen lag. Ich glaube, der einzige Schluß, den man ziehen darf, ist der, daß ein vom Mutterlande gänzlich verschiedenes Land wie der Kongo nicht wie eine Provinz regiert und verwaltet werden konnte, von Leuten, die mit den Besonderheiten der Kolonie gar nicht vertraut waren und von denen man folglich auch nicht erwarten konnte, daß sie diese Besonderheiten berücksichtigten. Was gut war in Europa, ist nicht unbedingt gut in Afrika.

Im Frühjahr 1960 bestiegen auch wir das Flugzeug nach Europa. Die Freude an der Arbeit war zuletzt nicht mehr sehr groß. Man mußte sich sagen, daß wahrscheinlich alle Mühe umsonst gewesen war. Immerhin hatten wir interessante Jahre im Kongo verbracht, an die wir gern zurückdenken. In der Erinnerung gibt es auch im Kongo mehr heitere als trübe Tage.

4. Festival Gastronomique Alsacien, 11. September bis 5. Oktober 1962
Berühmte Spezialitäten – Berühmte Weine aus der Domaine DOPFF, im
Zunft^haus zur SAFFRAN, ZÜRICH

